

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 177. Bromberg, den 5. August 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

(8. Fortsetzung.)

Der Baron du Vel hatte keine Schwierigkeiten, als er die Grenze des besetzten Gebietes passierte, obwohl sein deutsches Visum nicht in Ordnung war. Er zeigte ein Schreiben des Auswärtigen Amtes, in dem ersucht wurde, ihm in jeder Weise bei Ausübung seiner Tätigkeit behilflich zu sein. Worin diese Tätigkeit bestand, war in dem Schreiben nicht gesagt, aber auf der linken Seite des guten und starken Aktenpapiers stand „Deutsches Auswärtiges Amt", unterschrieben waren die Schreibmaschinenzeilen von dem Staatssekretär selbst, dessen Namen man allerdings nicht lesen konnte. Es war ein Aktenzeichen angegeben, und in der linken Ecke stand mit Handschrift vermerkt: „Vertraulich!" Ein ausgezeichnetes Schreiben.

In Frankfurt am Main las der Baron beim Mittagessen, daß sich der Fürst von Tervueren, ein Verwandter des belgischen Königshauses, mit Brigitte Warner verlobt habe. Das belgische Königshaus habe aber diese Verlobung, wahrscheinlich aus dynastischen Gründen, nicht billigen können, was wiederum die amerikanischen Zeitungen bezeichnend und unglaublich fanden. Die „New York Times", die sich sonst in Lobhudeleien für die europäischen Alliierten nicht hatte genugtun können, hatte sogar den Satz geschrieben, die amerikanischen Soldaten seien gut gewesen, für Belgien zu sterben, die amerikanischen Frauen schienen aber nicht gut genug, von belgischen Prinzen geheiratet zu werden. Man könne sich nicht vorstellen, daß die Nachricht von einem Einspruch auf Wahrheit beruhe. Schließlich sei die Schwägerin von General Warner nicht eine beliebige Amerikanerin; man müsse sich in Brüssel klarmachen, daß man es nur als eine Auszeichnung zu betrachten habe, wenn sich ein Mitglied der Familie Warner entschlossen hätte, die Werbung des belgischen Prinzen zu erhören.

Der Baron Charles du Vel schob die Zeitung seiner Begleiterin hinüber. „Du siehst, wie richtig es war, nicht dem Ratschlag von Warner zu folgen. Der Skandal beginnt schon. Ich habe genug davon. Ich werde unter dem bescheidenen Namen, der auch zum Namen meiner Familie gehört, weiterleben, und du wirst eben eine Baronin du Vel werden. Du mußt nicht einen Augenblick denken, daß das mich ein Opfer kostete." Er war in bester Laune. „Ich schlage dir vor, wir tauchen unter. Ganz stille Trauung irgendwo, inBerlin vielleicht . . ."

„In Berlin?" fragte sie.

„Gott, wir können auch Paris nehmen oder Rom", sagte er. „Man geht zum belgischen Generalkonsul, und die Angelegenheit ist erledigt. Ich werde dies am besten gleich hier in Frankfurt besprechen. Gib mir, bitte, nachher deinen Paß! Ich werde bei unserem Generalkonsulat verbeigehen, um zu hören, welche Formalitäten notwendig sind."

Wenn je Brigitte einen Augenblick gegen Charlie Mißtrauen gehabt hatte, als sie diesen merkwürdigen Brief von Austin Brown empfing, so war dies ganz vorbei. Sie wollte nicht mißtrauen. Sie wollte ein glückliches Leben gewinnen. Sie war vielleicht wirklich zum erstenmal verliebt. Wie behutsam war dieser Charlie Tervueren oder dieser Baron du Vel! Wie sorgsam war er auf ihren Ruf bedacht gewesen! Er war vielleicht sogar zu behutsam; denn schließlich war sie ja kein junges Mädchen mehr, sondern eine Frau, die das Leben geschüttelt hatte. Aber sie empfand diese Sorge um ihren Ruf, die jeden seiner Schritte zu bestimmen schien, als einen Teil seiner Persönlichkeit. Er war ein Kavalier. Sie wäre ja vielleicht ganz gern Fürstin Tervueren geworden, aber sie war zu lange an einem Hof gewesen und zu unglücklich in dieser Hofluft, um nicht mit jeder anderen Lösung auch einverstanden zu sein.

Als Charlie merkte, daß ihm bei ihr keinerlei Schwierigkeiten bevorstanden, sagte er: „Ich will mich heute nachmittag mit einem Freund besprechen, den ich habe nach Frankfurt kommen lassen. Ich glaube, es wird das richtigste sein, wir gehen nach Rom. Man kann sich dort für kurze Zeit installieren, und dann" — jetzt fingen seine Augen wirklich an, knabenhaft lustig zu leuchten — „machen wir eine große Reise. Inzwischen haben sich die dummen Zeitungen da beruhigt. Eine große Reise . . . einmal um die Welt! Es wird sehr schön werden, mein Liebstes!"

*

Die Kapelle im Palmengarten spielte den letzten Schlager aus Berlin:

„Lieber Himmelsvater, sei nicht bös!
Schau, das Bravsein macht mich so nervös!"

Um die Rosenbeete gingen elegante Frauen und gut angezogene Männer. Sie gehörten allen Nationen an; Deutschland fing ja an, so billig zu werden. Amerikaner, Holländer, Belgier. Für einen Dollar gab es fünfzig Mark, und für 50 Mark gab es so viel wie für 10 Dollar. Es lohnte sich, nach Frankfurt zu fahren, um einzukaufen. Ein paar Wochen in Deutschland waren eine Art Geschenk für die Sieger. Man hatte Grund, heiter zu sein.

Der Baron du Vel traf einen Herrn von etwas ausländischem Typ, der ihn an der Kapelle erwartete. Das erste Wort von Taki war: „Wir müssen sehr vorsichtig sein . . . Heute morgen hat die belgische Polizei sich mit der deutschen unseretwegen in Verbindung gesetzt. Sie haben das Ding ja großartig geschoben, aber die letzte Sache war zu toll. Ihre Verlobungsgeschichte hat die Belgier ganz wild gemacht. Die bekommen doch jetzt Ärger von wegen dieser Mistreß Warner. Ich muß sagen: Schließlich bin ich auch noch da, und mein Kopf geht mit in die Schlinge. Das war verdammt unnötig!"

„Sie wären doch Idioten, wenn sie etwas veröffentlichen wollten. Davon verstehst du nichts, Taki."

Taki sagte: „Also, sie werden selbstverständlich nichts veröffentlichen; so dumm sind sie nicht. Sie werden Sie schweigend hopsnehmen. Nicht wegen der Geschichte; wegen irgendeiner anderen."

„Sie können doch nicht erwarten, daß ich dann schweige!"

„Wird den Belgiern verdammt gleichgültig sein, ob Sie schweigen. Sie müssen jetzt was tun. Jedenfalls für mich ist jetzt Schluß!"

„Du hast dich anständig benommen, das ist schon recht. Kein anderer wäre überhaupt hierhergekommen . . .“

„Hier sind dreißigtausend Dollar!“

„Das ist eine Unverschämtheit!“ sagte Charlie.

„Machen Sie bloß keinen Klamauk! Ich türme jetzt. Und wenn ich Ihnen einen Rat geben kann: Verschwinden Sie auch!“

Charlie nahm das schwere braune Kuvert und steckte es in seine Rocktasche. Er sah, wie aus dem Gesicht von Taki plötzlich jede Farbe wich.

„Es wird schon zu spät sein“, sagte Taki. „Fort! Los! Das sind zwei Geheime! Der Spaß ist aus!“ Taki war verschwunden.

Charlie sah zwei gut angezogene Herren den Kiesweg entlangkommen. Neue Anzüge und Schuhe ohne Kappe. Taki hatte recht, diese Stiefel kannte er auf der ganzen Welt; diesen Schritt auch. Er drückte den weichen Filzhut ein wenig tiefer in die Stirn und wandte sich ruhig zum Ausgang. Die beiden Herren gingen nach der anderen Seite; sie hatten wahrscheinlich nur ein Uniformbild von ihm. Aber man war Taki auf der Spur, das war sicher. Dies verwünschte Bastardgesicht verriet ihn. Schön! Taki war eigentlich doch ein anständiger Kerl gewesen: Man hatte dreißigtausend Dollar . . .

Während er im Auto zum Hotel fuhr, überlegte er, daß man in vierundzwanzig Stunden, wenn er mit Brigitte zusammenblieb, die Spur haben würde. Er setzte sich in ein Café und schrieb an Brigitte:

„Liebste! Die Dinge sind anders geworden, als ich heute mittag noch geglaubt habe. Durch die Dummheit Eurer amerikanischen Zeitungen hat unsere Verlobung für Brüssel ein außerordentlich ernstes Gesicht bekommen. Ich will nicht nachgeben, ich bin schließlich Herr meiner Entschlüsse; aber ich kann auch keine Stunde länger in Deutschland bleiben, ohne daß man diesem Aufenthalt eine Deutung gibt, die meine Ehre vernichten würde. Ich bitte Dich: Fahre umgehend nach Rom! Ich kann Dich nicht begleiten, weil wir zu zweit zu sehr kenntlich sind und ich erwarten muß, daß die Neugier auch der deutschen Zeitungen einen ziemlich frechen Grad erreichen wird. Es gibt da außerdem noch politische Dinge, die ich Dir mündlich erklären werde. Ich bin in acht Tagen in Rom im Savoy-Hotel, und wir werden dort alles Weitere besprechen.

Ich will Dir nicht schreiben, wie sehr ich unter dieser Trennung leide, denn ich will Dein Herz nicht schwer machen! Ich glaube an Deine Liebe.

Es kann kaum erwarten die Stunde unseres Wiedersehens Dein Charlie.

PS. Die einliegenden Dollars gib, bitte, irgendeiner guten wohltätigen Stiftung in Deinem Sinne! Ich habe das Gefühl, daß man etwas Gutes tun sollte, wenn man glücklich ist. Ich möchte aber, daß Du es ausführst.“

Er gab diesen Brief einem roten Radler, den er beim Betreten des Cafés telephonisch bestellt hatte.

Der Bote war kaum fort, Charlie wollte eben seine Börse ziehen, da legte sich eine Hand auf seine Schulter. „Karl Düvel, nicht wahr?“ fragte der Beamte. „Machen Sie, bitte, kein Aufsehen, es ist in Ihrem Interesse, und folgen Sie mir!“

Charlie sah die Reihen der Tische entlang, die fast alle besetzt waren. Er sah draußen das helle Licht auf der breiten Straße; er schätzte den Weg ab. Er sah, daß am Ausgang eine andere breite Gestalt stand, an der er nicht vorbeikommen würde. Er wandte sich höflich zu dem Beamten: „Darf ich bitten, mit welcher Berechtigung Sie mich falsch titulieren?“

Der Mann beugte sich tief zu ihm herab, so daß niemand der Umstehenden seine Bewegung sehen konnte, und zeigte an der Uhrkette die gelbe Marke. „Es hat keinen Zweck . . . Folgen Sie mir endlich! Sonst schlimmstenfalls“, er sprach ganz leise, „Handschellen . . .“

„Unglaublich!“ sagte Charlie. „Auf Ihre Verantwortung und zu Ihrem Schaden: Ich folge Ihnen.“

Draußen stand schon ein Auto, in dem ein dritter Beamter saß. „Steigen Sie ein! Setzen Sie sich, bitte, rechts!“

Die Taxe fuhr zum Polizeipräsidium.

*

Als Brigitte den Brief von Charlie erhielt, saß sie am Frisiertisch und studierte ihr Gesicht. War sie wirklich hübsch? Konnte wirklich dieser belgische Prinz so von ihr berauscht sein, wie er tat? So, als ob sie Studien für große Filmaufnahmen ihres Gesichts machen wolle, gab sie ihren Augen einen drohenden Ausdruck. Sie war selbst erschrocken, wie hart die Linien in diesem Gesicht zum Mund heruntersschnitten. Dann lächelte sie und dachte an diesen Morgen, da der Regen wie ein Perlenvorhang vor dem kleinen Winzerhaus geweht hatte. Die Linien vergingen, die Augen leuchteten, und der Mund wurde, wie von geheimnisvollen Kräften bewegt, voller und leuchtender. War dies das Glück? War sie nicht zu alt für diesen genießerischen Menschen, der, wie er sagte, nur ein Jahr älter war als sie?

In diesem Augenblick war das Klopfen an der Tür gewesen, und der Bote stand vor ihr, in der roten Uniform mit der kleinen blauen Mütze, und reichte ihr den Brief.

Ihre Lust, in den Spiegel zu sehen, war erloschen, aber aus der Scheibe blickte ihr ein gramvolles Gesicht entgegen — das war sie, und über die Wangen dieses Gesichts liefen langsam zwei schwere Tränen.

Es war kaum erblüht, dachte sie, und nun ist es zu Ende . . . Der ganze Brief ist unwahr. Vielleicht ist er doch nicht Fürst von Tervueren? Dieser Austin Brown hatte doch so merkwürdige Andeutungen gemacht. Wer kann er aber sein? Wer verteilt Orden im Angesicht der präsentierenden amerikanischen Truppen? Er will mich nicht mehr, das ist alles. Er ist in ein Abenteuer gekommen und Brüssel hat ihn zur Ordnung gerufen. Es ist alles so unwahrscheinlich in dem Brief, so unmöglich. Wozu hatte er aber ihre Ruhe durchstoßen, ihr mühsam erworbenes Gleichgewicht zerstört? Sie war glücklich gewesen in diesem naiven Stumpfsinn, in dem sie lebte. Reiten, ein bißchen kokettieren, nur nicht zu weit. Wissen, daß man schön war und ohne Verantwortung. Wozu das Heiße, das Verbrennende? Sie hatte gewußt: Für sie war die Liebe nicht da. Warum hatte sie diesem inneren Wissen widersprochen? Nun bekam man solchen Brief nach diesen Tagen.

Sie hatte die Nachschrift kaum beachtet, hatte die Geldscheine kaum gesehen. Jetzt las sie aufmerksam die kurzen Zeilen hinter der Unterschrift. Wenn sie jetzt ihr Spiegelbild besehen hätte, so würde sie ein ganz schüchternes Lächeln um den Mund bemerkt haben. Sie sprang auf; ihr volles blondes Haar wehte wie eine Fahne hinter ihr her. So schrieb man doch nicht, wenn man Ausflüchte suchte? Sie zählte die Geldscheine. Dies war auch für einen reichen Menschen eine Summe, die gelten konnte. Sie wußte, daß man ihr kein Geld schenken würde; davor war sie, Gott sei Dank, geschützt. Also war dieser Nachsatz ernst. Wie ein Mädel von achtzehn Jahren sprang sie durch das Zimmer. Er liebt mich doch! Er hat vielleicht noch mehr Ärger, als er mir schreiben wollte; daher dieser verrückte Anfang. Aber er liebt mich!

Sie klingelte. Ich bitte um den Besuch des Direktors!“ Als der elegante Herr erschien, sagte sie ihm: „Ich wünsche eine gute Zofe, die Italienisch spricht. Dann lassen Sie mir ein Abteil erster Klasse nach Rom reservieren!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende der Rache.

Der Wirklichkeit nacherzählt von G. W. Brandstetter.

Niemand wußte mehr, wer den Streit begonnen hatte. Niemand kannte das anders: Zwischen den Familien der Hassen in Rogha und der Ghulams auf der anderen Seite des Berges herrschte Todfeindschaft.

Als letztes Opfer war jetzt Jakub Hassen gefallen. Vor zehn Jahren hatte er den Berg überstiegen und auf dem Felde Abdul Ghulam erstochen. Dafür lag er jetzt selbst neben seinem Pflug, von den Kugeln der herangewachsenen Söhne des Getöteten getroffen. Und neben dem Sterbenden kniete Mohammed Feis, sein Erbe, schüttelte die Faust gegen die Felsen, hinter denen die Mörder auf der Lauer gelegen hatten: „Vater, ich räche dich!“

Doch Mohammed Feis war noch jung. Er wußte, daß er seine Feinde in ihrem Wehrturm drüben niemals mit dem Dolch treffen konnte, und auf dem Felde ließen sich die beiden Brüder nicht überraschen. Nur mit dem Gewehr

konnte er Rache üben. Doch er hatte das Schießen nicht gelernt, besaß keine Schußwaffe und auch nicht das Geld, um sich eine Büchse zu kaufen.

Aber er wußte einen Ausweg. Drunten in Peschauer stellten die Engländer gern junge Leute aus den Bergen in ihre Grenzregimenter ein. Dort konnte er das Schießen lernen, und Geld gab es dort unten auch zu verdienen. So verkaufte Mohammed Feis um ein paar Rupien das kleine väterliche Erbe und zog nach dem Süden.

Die Engländer nahmen ihn sofort. Denn Mohammed Feis war groß und kräftig für seine zwanzig Jahre. Er sagte nicht, warum er nach Peschauer gekommen war. Er gab sich Mühe, ein guter Soldat zu werden, und nach zwei Jahren konnte sein Oberst dem besichtigenden General melden: „Das ist der beste Schütze in meinem Regiment." Ein Ziel war erreicht.

Doch das andere stand noch in weiter Ferne. Bei den Engländern war nicht soviel Geld zu verdienen, wie Mohammed Feis gehofft hatte. Und ein gutes Gewehr kostete ein Vermögen. In Bombay aber sollte es besser sein mit dem Verdienst. So nahm Mohammed Feis den Abschied, kam in die Millionenstadt, fühlte sich dort unglücklich und mußte zufrieden sein, Heizer auf einem Amerikafahrer werden zu dürfen.

Dann war er Straßenkehrer in Los Angeles, und das Geld wollte sich noch immer nicht einstellen. Doch plötzlich kam der Umschwung: Eines Tages blieb ein Mann auf der Straße stehen, sah Mohammed Feis zu, sagte schließlich: „Wie kommst du von der Nordwestgrenze hierher?" Und jetzt wußte der Straßenkehrer, wer vor ihm stand: Es war ein Engländer, der als Offizier in Peschauer gewesen war. Ein paar Minuten später hatte ein neuer Abschnitt in Mohammed Feis' Leben begonnen: „Du kannst Aufseher auf der Teepflanzung werden, die ich mir auf Java gekauft habe." —

Sechs Jahre Wohllebens sind dazu angetan, Rachegedanken einschlafen zu lassen. Tatsächlich gab es Stunden, da Mohammed Feis seinen Schwur vergaß. Doch als ein Mädchen die braunen Arme nach ihm und seinen Ersparnissen ausstreckte, da kam der Mann zur Besinnung: Was saß er noch hier, da er doch Geld genug hatte, um seine Rache nehmen zu können?

Zwei Monate später war er wieder in Rogha. Er gab sich nicht zu erkennen und zog vorsichtig Erkundigungen nach seinen Feinden ein. Ja, sie lebten noch in ihrem Turm, mit ihren Frauen, ihrer Mutter und ihrer jungen Schwester, die den Vater nie gekannt hatte.

Am nächsten Tag lag Mohammed Feis im Hinterhalt. Vom Hügelrücken aus konnte er, hinter Felsen versteckt, den Wehrturm der Ghulams übersehen und mit seinem weittragenden Gewehr erreichen. Beinahe achtundvierzig Stunden lag der Mann dort, ohne zum Schuß zu kommen. Doch dann sah er in den Morgenstunden jemand auf das flache Dach des Turmes treten. Mohammed Feis erkannte den älteren der Brüder Ghulam.

Einen Augenblick später warf der Mann dort unten die Arme in die Höhe und fiel rücklings vom Turm.

Nach einer Minute war das Dorf in Aufruhr. Die Frauen schrien, Männer sammelten sich mit ihren Gewehren, tauchten im Buschwald unter, der den Bergrücken bedeckte, auf dem Mohammed Feis lag. Sie begingen einen Fehler. Sie glaubten wohl nicht, daß der Mörder noch im Hinterhalt lag, sondern sie glaubten, er sei drüben ins nächste Tal hinabgeflohen, und sie versäumten, den Bergrücken abzusuchen. So liefen sie ein paar hundert Meter an Mohammed Feis' Versteck vorüber.

Der Rächer lachte leise. Und als das Tal hinter ihm die Verfolger verschlungen hatte, erhob er sich, um auf Umwegen Rogha zu erreichen. Doch im nächsten Augenblick lag er wieder auf der Erde. Denn vom Berghang drüben jenseits des Dorfes kamen Männer herab. Zehn, fünfzehn an der Zahl. Sie führten Tragochsen bei sich, und Mohammed Feis erkannte, daß es Leute von jenseits der Grenze waren, die sicher wie er im Hinterhalt gelegen hatten, um Gelegenheit zum Plündern abzuwarten. Und nun fielen sie über das wehrlose Dorf her.

Mohammed Feis zuckte die Achseln. Was gingen ihn die Weiber und alten Männer dort unten an, die schrien und die Räuber am Plündern hindern wollten? Es waren ja seine Feinde. Doch plötzlich sprang er auf. Denn er sah, wie einer der Eindringlinge ein Mädchen an den Haaren zu seinem Tragochsen zerrte. Eine alte Frau warf sich dazwischen. Ein Faustschlag ins Gesicht schleuderte sie zur Seite. Schreiend ließ sich das Mädchen auf dem Tragochsen festbinden.

Da wußte Mohammed Feis, was er zu tun hatte: das Mädchen befreien.

Er kannte die Berge. Er wußte, wie er den Räubern, die mit ihren Tragtieren im Tal gehen mußten, den Weg abschneiden konnte, und am Abend hatte er sie überholt. Er schoß mit seinem Repetiergewehr in die Nachhut hinein, und die Räuber, die sich von stärkeren Kräften überfallen glaubten, flohen. Den Tragochsen mit dem Mädchen ließen sie im Stich.

Doch als Mohammed Feis die Gefangene befreit hatte, sahen sie, daß sie es nur mit einem Mann zu tun hatten. Sie stürmten zurück, und Mohammed Feis konnte sich nur im letzten Augenblick mit dem Mädchen in eine Höhle über dem Wege flüchten. Nun verteidigte er den Eingang, und das Mädchen kauerte mit großen Augen hinter ihm, lächelte tapfer, wenn er sich einmal umsah.

Die Nacht war lang. Drei-, viermal schien es, als sollten die Belagerer die Höhle nehmen. Doch jedes mal schlug das Feuer des Verteidigers sie im letzten Augenblick zurück.

Im Morgengrauen kam die Befreiung. Schüsse bellten draußen auf, triumphierende Männerstimmen schallten zwischen den Felswänden, die Belagerer flohen.

Ein Mann trat vor die Höhle. Das Mädchen sprang auf: „Ghassem!" Da wußte Mohammed Feis, daß er die Schwester desjenigen Mannes gerettet hatte, den er am Tage vorher erschoß. Und nun stand er vor seinem anderen Todfeind, dem zweiten Sohn Abdul Ghulams.

„Wer bist du?" — „Mohammed Feis, der Sohn Jakub Hassens." Er war plötzlich des Kampfes so müde. Er wußte nicht mehr, warum die Ghulam seine Todfeinde waren. Er sah, wie die Gewehrmündung des anderen stieg, sich auf seine Brust richtete. Er wehrte sich nicht.

Doch plötzlich stand das Mädchen schützend vor ihm: „Nein, Ghassem, er soll leben! Er hat mich gerettet, und..." Eine Blutwelle schlug dem Mädchen ins Gesicht. Da ließ Ghassem Ghulam sein Gewehr sinken, und zwei Männerhände fanden sich zögernd. —

Die Rache zwischen den Familien der Hassen und der Ghulam hat ein Ende. Eine Hochzeit war das Versöhnungsfest.

Der gute Appetit.

Berühmte Persönlichkeiten, die Sklaven ihres Magens waren. — Ludwig des XVIII. guter Magen. — Lord Byron hält Abmagerungskur. — Drei Mittagessen auf einmal.

Von Leo Barth.

Große Männer haben oft kleine Schwächen, kleine Schwächen, die bei gewöhnlichen Sterblichen große Fehler sind. Die Geschichte kennt viele große Männer, die nicht nur Feinschmecker gewesen sind, was durchaus verständlich wäre, sondern auch — nennen wir es beim richtigen Namen — geradezu gefräßig waren. Sie schätzten die Freuden der guten Küche, des Vielessens über alles und waren geradezu Sklaven ihres Magens.

Der römische Kaiser Vitellius (geboren 15 n. Chr., gestorben 69) war der erste gefräßige Herrscher, von dem die Geschichte berichtet. Er liebte das Vielessen über alles und sein Lebensziel bestand darin, seinen Magen mit allen möglichen und unmöglichen Eßwaren tagtäglich bis zum Bersten anzufüllen. Vitellius war aber nicht nur gefräßig, sondern auch ein Geizhals. Er verstand es, seine Festmahle so einzurichten, daß seine Freunde die Kosten dieser Mahle tragen mußten. Ein jeder, der bei dem Kaiser etwas erreichen wollte, mußte ihn zu einem Festessen einladen. Er war imstande, an ein und demselben Tage sich durch mehrere solcher Essen durchzuarbeiten.

Anfang des Jahres 69 wurde Vitellius zum Kaiser ausgerufen. Nun schickte er einen Teil des Heeres nach Italien voraus, und als dieses Kaiser Salvius Otho stürzte, ging er selbst nach Rom. Dort gab er sich völlig der Trägheit und

der Tafelrunde hin. Nach einer kurzen Herrlichkeit im Dezember 69 ereilte ihn sein Schicksal. Einer seiner Feldherren Antonius Primus sann auf Verrat, wandte sich gegen ihn und eroberte Rom, da Vitellius alle Anstalten zur Gegenwehr versäumte. In dem Blutbade bei der Erstürmung der Stadt fand auch der Kaiser einen schimpflichen Tod. Vor dem Kampfe wurde ein Festessen veranstaltet, an welchem Vitellius seinen Magen derart vollpfropfte, daß er sich nicht mehr bewegen konnte. Die feindlichen Truppen fanden ihn auf dem Boden liegend, tief schnarchend vor und töteten ihn.

Ein berühmt starker Esser war auch Friedrich August I., Kurfürst von Sachsen, als König von Polen August II. (geboren 1670, gestorben 1733), wegen seiner riesenhaften Körperkraft August der Starke genannt. August der Starke lieferte den erbittertsten Weinkampf, den die Geschichte kennt. Da August seinem Sohne den polnischen Thron zu sichern versuchte und dies weder England und Frankreich, noch Österreich zulassen wollten, gedachte August mit dem preußischen König ein Bündnis zu schließen. Friedrich Wilhelm I. kannte jedoch nicht die Absichten seines Verwandten, und um diese zu erfahren, sandte er seinen Kriegsminister Grumbkow, einen notorisch starken Trinker, nach Dresden. Grumbkows Aufgabe war es nun, von August während eines Weingelages sein Geheimnis zu erfahren. Dieses Weingelage, das volle 48 Stunden dauerte, verlief außerordentlich stürmisch. Beide Teilnehmer waren sattelfeste Trinker und versuchten sich gegenseitig unter den Tisch zu trinken. August war aber nicht mehr der alte, und während des Trinkkampfes ereilte ihn eine Art Schlaganfall, eine starke Lähmung, von der er nur durch den Tod erlöst wurde.

Der König von Frankreich, Ludwig XVIII., war auch ein großer Gourmand. Als er nach Napoleons Sturz Frankreichs König wurde, war er schon ziemlich korpulent und fühlte sich nur in der Küche wohl. Er war ein ausgezeichneter Koch, und die Probleme der Küche interessierten ihn viel mehr als die Angelegenheiten des Staates. Sein bester Freund und Vertrauter war sein Oberhofmeister, der Herzog Jean François de Peyrusse-Escars, auch ein großer Feinschmecker.

Eines Tages kochte der König eigenhändig ein Gericht Champignons. „Mein Freund“, sagte er zu d'Escars, „Heute Abend können wir bis zur Bewußtlosigkeit Champignons essen“. Die beiden setzten sich zu Tisch und aßen zwei volle Stunden lang. In der Nacht erkrankte dann der Oberhofmeister an Pilzvergiftung.

Man weckte den König und meldete ihm, daß sein Freund in Agonie liege. Er hatte das Abendessen, das der König gekocht, nicht vertragen. Ludwig XVIII. hörte entsetzt diese Nachricht und sagte: „Mein Freund wird sterben! Ein entsetzliches Unglück! Aber“, und es leuchteten seine Augen, „ich habe doch Recht behalten, ich sagte ja immer, daß ich einen besseren Magen habe als er.“

Aber auch Genies, die der ganzen Welt etwas gegeben haben, deren Namen für alle Zeiten unsterblich sein werden, waren oft die bedauernswerten Sklaven ihres Magens. Lord Byron, der größte englische Dichter des 19. Jahrhunderts, war korpulent. Er wog 180 Pfund, und dieses Übergewicht verursachte ihm sehr oft unangenehme Stunden. Als Zwanzigjähriger erklärte er seinem Freunde Trelawney: „Ich muß abmagern. Ich darf nicht mehr als 160 Pfund wiegen. Sollte dies nicht gelingen, so werde ich mich erschießen“.

So etwas war aber leichter gesagt als getan; denn Byron war nicht nur korpulent, sondern auch sehr verfressen und hatte das Unglück, daß bei ihm alles Essen sofort zu Fett wurde. Er wollte aber trotzdem abmagern, denn er machte einer sehr schönen Dame den Hof, und diese wollte von einem korpulenten Menschen nichts wissen.

Byron begann daher mit der Abmagerungskur, die folgendermaßen verlief: Er hungerte täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Als dann sein Hunger schon unerträglich wurde, ließ er sich von Kartoffeln, Reis und Fleisch ein Gericht kochen und aß hiervon so lange wie er nur konnte. Die Abmagerungskur fruchtete natürlich nichts und Byron wurde immer dicker und dicker.

Auch Friedrich Georg Händel, der berühmte Komponist des „Messias“, liebte das gute und reichliche Essen über alles. Er konnte unglaubliche Quantitäten verzehren und war sozusagen niemals satt zu bekommen. Man erzählt sich von seiner Eßleidenschaft viele kuriose Geschichten.

Eines Tages besuchte er in London eine Kneipe und bestellte ein Mittagessen für drei Personen. Der Kellner nahm die Bestellung auf und verschwand. Es verging eine geraume Zeit, und er kam noch immer nicht zum Vorschein. Händel wurde schließlich ärgerlich und rief den Wirt. Diesem machte er heftige Vorwürfe, aus welchem Grunde das bestellte Essen nicht komme.

Der Gastwirt entschuldigte sich: „Der Kellner wartet, bis Ihre Gesellschaft kommt, damit das Essen nicht kalt werde.“ Der Komponist lachte hierauf und sagte: „Da kann er aber lange warten. Ich bin nämlich meine eigene Gesellschaft und habe mich zu weiteren zwei Mittagessen eingeladen!“

Der Dirigent,

Der Saal, elektrisch glühendgelb durchflammt,
Wird weit, wird Dom, wird fünfzehntes Jahrhundert.
Der Stimmensturm braust, schreit. Tief, tief verwundert
Erleb' ich großen Meisters Priesteramt.

Die Stimmen flüstern. Worte hör' ich nicht,
Ich spür' die magisch heilige Kraft der Töne.
Ich spüre kaum den Sinn, kaum Kunst und Schöne
Ich spür' durch Dunkel nur gewalt'ges Licht.

Die Orgel brandet, Geigen zittern weich,
In Höhen, Tiefen: Kampf aus Instrumenten.
Vom zarten schwarzen Stab des Dirigenten
Baut neue Schöpfung sich das letzte Reich.

Franz Lüdtke.



Ein Häuptling will seine Tochter heiraten.

Gegen den Häuptling Ipumbu im Owambo-Land hat die Südafrikanische Regierung jetzt drei Militärflugzeuge ausgesandt, die mit Maschinengewehren, Bomben und Tränengas ausgerüstet sind. Diese Kundgebung gegen einen eingeborenen Herrscher ist durch sein höchst widerspenstiges Verhalten veranlaßt worden. Ipumbu hatte die Absicht geäußert, seine eigene Tochter zu heiraten, und das junge Mädchen war daraufhin zu den Missionaren geflohen. Der wütende Häuptling versammelte infolgedessen 300 seiner Anhänger, bewaffnete sie mit Gewehren und überschüttete die Missionsstation mit einem Kugelregen, ohne Schaden anzurichten. Dann drang er in das Haus ein und durchsuchte es trotz des Protestes der Missionare. Seine Tochter fand er aber nicht, denn sie war unterdessen nach einem sicheren Ort gesandt worden. Wegen dieses Überfalls wurde Ipumbu zu einer Strafe von zehn Stück Rindvieh verurteilt, weigerte sich aber, sie zu zahlen. Die Behörden haben ihm nun ein Ultimatum gestellt, nach dem er die Strafe, die nun auf 50 Stück erhöht ist, innerhalb fünf Tagen zahlen oder einer empfindlicheren Bestrafung gewärtig sein muß. Um dieser Forderung größeren Nachdruck zu verleihen, wurden die Militärflugzeuge ausgeschickt.



* **Der neue Diener.** Spitzbein ist reich geworden. Spitzbein heuert einen Diener und eine Köchin an. „Wenn ich einmal klingele, hat Johann zu kommen. Wenn ich zweimal klingele, hat Lisbeth zu kommen.“ Morgens klingelt Spitzbein einmal: Johann soll ihm beim Anziehen helfen. Johann kommt nicht. Spitzbein wartet fünf Minuten. Johann kommt nicht. Spitzbein klingelt noch einmal. In diesem Moment sagt Johann in der Küche zu Lisbeth: „Es hat zweimal geklingelt, du mußt zum gnädigen Herrn.“

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.